

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Spannung, Exotik, Gefühl – ein Klassiker des Frauenromans von Bestsellerautorin Catherine Gaskin.

Ginny ist auf einer paradiesischen Insel in der Karibik aufgewachsen. Sie weiß nicht, dass der Schatten einer bitteren Fehde auf ihrer Familie liegt. Völlig überraschend erfährt sie, dass ihre Großmutter Isobel ihr eine Porzellanfabrik in Dorset vererbt hat – ein Unternehmen, dem Isobel ihr ganzes Leben verschrieben hat. Als Ginny ihr englisches Erbe antreten will, schlägt ihr Ablehnung entgegen. Welchen Gefahren muss sich die junge Frau in einer Welt stellen, die ihr fremd und unheimlich erscheint?

Catherine Gaskin wurde 1929 in Irland geboren. Nach dem Studium in Sydney ging sie in die USA. Ihre zahlreichen Gesellschafts- und Frauenromane machten sie als Romanautorin international bekannt. Sie starb 2009 in Sydney.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

CATHERINE GASKIN

Die englische Erbschaft

Roman

Aus dem Englischen von
Karin S. Krausskopf

FISCHER Klassik



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, April 2018

Die Originalausgabe erschien im Verlag Collins,
London, unter dem Titel »The Tilsit Inheritance«
© 1963/65 by Catherine Gaskin Cornberg

© 2014 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-90691-8

Erstes Buch

I

Die Sonne fiel nur noch auf die äußerste Ecke des Gartens, an der Ginny jetzt die Treppe vom Kloster herunterkam und quer auf die Bank, auf der Mater Angela saß, zukam. Für die Dauer eines kurzen Augenblicks fing ihr unglaublich blondes Haar die Sonne ein, dann tauchte sie in den Schatten. Sie ging langsam, ein langgliedriges, schlankes Geschöpf, sehr aufrecht und mit Bewegungen, die einen – sofern man zu der Generation gehörte, die Pferde gekannt und geliebt hatte – an eine hochbeinige Stute denken ließen. Ihr Benehmen, dachte Mater Angela, war bis heute stets untadelig gewesen.

»Ihr habt mich rufen lassen, Ehrwürdige Mutter?«

Sie neigte den Kopf in der leichten Verbeugung, mit der die Schülerinnen hier die Nonnen, ihre Lehrerinnen, begrüßten, doch schien sie beinahe nur noch in dieser Geste dem Mädchen zu gleichen, das gestern sein Abgangszeugnis erhalten hatte. Mater Angela saß reglos, betrachtete sie einige Sekunden und unterdrückte einen belustigten Zug, der sich in ihre Mundwinkel einzunisten drohte. So oft hatte sie diese Veränderung schon mitangesehen. Bei den meisten Schülerinnen kam sie allmählich, doch Ginny hatte die Auflehnung unvermittelt erfaßt.

»Wie ich sehe, hast du dich schon darauf vorbereitet, uns morgen zu verlassen, Ginny?«

»Ja, Mater.« Sie hatte Bluse und Rock der Schuluniform mit einem gestreiften, ärmellosen Baumwollkleid vertauscht, das ihre hohen, festen Brüste eng umschloß. Das leuchtendblonde Haar, das ihr, vorn kurz geschnitten, in die Stirn fiel, war in einem recht unvollkommenen, aber reizvollen Knoten nach hinten zusammengefaßt. Bald würde es sich aus ihm lösen und herabgleiten, dachte Mater Angela, doch für den Augenblick hatte er seinen Zweck erfüllt. Morgen würde sie im Taxi auf dem Weg zum Flughafen ihre Lippen anmalen. Sie taten es alle – die einen früher, die anderen später –, und sie glaubten, die Nonnen wüßten es nicht. Mater Angela konnte nach jeden Ferien an der Art, wie die Mädchen ihr Haar trugen, sehen, welcher Filmstartyp gerade en vogue war. Einmal hatte sie mit strengen Anweisungen wegen der

Beliebtheit der ›Frisur‹ einer gewissen Brigitte Bardot eingreifen müssen. Mädchen waren nun einmal so, und man mußte damit rechnen. Die meisten der puertoricanischen Mädchen hofften bald nach Abschluß der Schule zu heiraten; sie reiften unter den Augen der Nonnen heran. Doch bei Ginny war es anders.

»Setz dich, Ginny! Ich möchte mit dir über deine Tante Isobel Tilsit sprechen. Es tut mir leid, daß ich nicht da war, als sie kam. Ich mußte heute nachmittag zu der Schule in Barranquitas. Und nun sagt mir Mater Lucia, daß sie schon morgen früh von San Juan nach London abfliegt ...«

Ginny nickte. Sie war wirklich beinahe schön, dachte Mater Angela. Neben dem hellblonden Haar ihrer Mutter hatte sie die geschwungenen Augenbrauen und Wimpern der Tilsits und ihre grauen Augen. Der Knochenbau ihres Gesichtes war gut und fein modelliert – und würde die Jahre überdauern; im Alter würde sie eine sehr gut aussehende alte Dame sein. Aber jetzt war sie jung und in ihrer ersten Auflehnung. Die grauen Augen blickten abweisend und wachsam.

»Erzähl mir von deiner Tante!«

Ginny schüttelte den Kopf. »Ich – kann nicht an sie als meine Tante denken! Ich sagte ›Miss Tilsit‹ zu ihr. Ich fürchte, ich war sehr unhöflich.«

»Erzähl nur.«

Ginny ließ ihren Blick von der Nonne fortgleiten und schien die Baumgipfel zu betrachten, die sich leicht in der steten Brise von San Juan bewegten. Die Nonne wartete geduldig. Sie wußte, die Worte würden kommen. Die Ruhe und Abgeschlossenheit dieses Gartens würden wie immer ihren Zauber ausüben. Der Garten hatte beinahe noch nie verfehlt, die formellen Schranken zwischen einer Schülerin und einer Nonne fortzunehmen, und sie fühlte, daß die Schranken zwischen ihr und Ginny, die die heutigen Ereignisse zornig und trotzig gemacht hatten, fast schon fortgeschwemmt waren. So saß Mater Angela und bereitete sich auf das Zuhören vor.

Es war das Ende der Disziplin und beinahe auch das Ende der Unschuld gewesen. Ginny dachte an diese beiden Dinge, als sie sich an jenen letzten Tage im Kloster in San Juan erinnerte. Die Zeit der Disziplin war vorbei – sie hatten einem gesagt, daß man sich von nun an selbst eine Disziplin aufstellen müsse. Das Ende der Unschuld war etwas, was man vielleicht herbeisehnte, obwohl die Nonnen im Kloster von Santa Maria sich weniger zu diesem Thema äußerten. Der Zeitpunkt war gekommen, an dem man

erkannte, daß man aus der Schuluniform herausgewachsen war; die Geräusche der Welt wurden drängend und fordernd. Ginny erinnerte sich auch an jenen Tag, weil ihr an ihm klargemacht worden war, daß die Tatsache, daß ihr Name ›Tilsit‹ lautete, von Bedeutung war. Damit hatte ebenfalls der Verlust der Unschuld begonnen.

Alles war an jenem letzten Nachmittag vorüber. Gestern waren die Zeugnisse verteilt und die unteren Klassen in die Ferien entlassen worden. Eine besondere Feierlichkeit hatte in der letzten Messe für die ältesten Schülerinnen an jenem Morgen geherrscht. Ginny war nicht katholisch, doch an diesem Morgen hatte sie im Hintergrund der Kapelle gekniet, weil sie mit dazugehören wollte und nach einer Ausdrucksmöglichkeit für die Erregung suchte, die ihr den Magen zusammenkrampfte. Die Meßgewänder waren an jenem Morgen grün – die Farbe der Hoffnung, sagten sie ihr. Pater Garcias Predigt auf spanisch war bewegt und ein wenig besorgt. Sie wußten nie, die Nonnen und Pater Garcia, ob die Disziplin auch von Dauer sein würde; die Unschuld konnte es natürlich nicht sein. Nach der Messe fand ein Frühstück statt, festlich und beschwingt wie eine Gesellschaft; nur die Nonnen wurden ein wenig von Trauer berührt. Dieses Frühstück war ihr besonderes Abschiedsgeschenk an ihre Schülerinnen. Morgen würden die Eltern hier sein, und morgen nacht würden die Zimmer leer stehen.

Da Ginny mit Packen beinahe fertig war, ging sie mit einem Buch in den Garten und legte es dann ungeöffnet neben sich auf die Bank. Sie würde es nicht zu Ende lesen; sie würde es heute abend in die Bibliothek zurückbringen, und es würde keinen Unterschied machen, daß sie es nicht beendet hatte. Die Disziplin bröckelte ein wenig von ihr ab. Morgen früh würde ihr Vater kommen, die letzte Unterredung mit der Ehrwürdigen Mutter würde stattfinden – ein wenig länger als mit den anderen Schülerinnen und deren Eltern, da John Tilsit Mater Angela in England gekannt hatte, als beide noch jung gewesen waren. Und dann würde es vorbei sein. In ihrem Klassenraum im oberen Stockwerk erklang der hohle Knall eines zugeschlagenen Pultdeckels, nachdem die Bücher endgültig herausgenommen worden waren und ein plötzliches Stakkato erregten, nervösen Gelächters, sehr jungen Gelächters. Dann hörte sie eilige Laufschrte auf dem Balkon des zweiten Stockwerks, etwas, was hier sonst streng verboten war. Sie lehnte sich an die sonnenwarme Mauer, schloß träge die Augen und spürte augenblicklich noch deutlicher den Duft der Blumen. Auch die

Farben verlöschten nicht; es war vielmehr, als wären sie ihren Augenlidern aufgeprägt und könnten niemals verblassen. Es gibt sehr wenig in Puerto Rico, was nicht vom Duft der Blumen umhüllt wird, von der Leuchtkraft der mannigfaltigen Grüns. Hier im Innenhof des Klosters, inmitten der Altstadt von San Juan, stand der hohe, weitausladende Baum, schimmerten die weißen Frangipani-Blüten und die Farbenglut der scharlachroten Bougainvillea an der Mauer.

Als sie vor einigen Jahren hergekommen war, hatte sie den Stamm der Bougainvillea nicht mit der Hand umspannen können; jetzt war ihre Hand groß genug, ihn zu umschließen. Die Pflanze war älter als Schwester Aloysius, die älteste Nonne im Kloster, doch war sie nicht so alt wie die Mauer, an die sie sich lehnte. Niemand wußte genau, wie alt das Kloster von Santa Maria war; einige Teile hatten schon vor dem Hurrikan gestanden, der vor beinahe zweihundert Jahren die historischen Urkunden vernichtet hatte. So maß man die Zeit am Wachstum der eigenen Handspanne, doch verglichen mit dem Alter dieser Stadt war diese Zeit von geringer Bedeutung. Ginny maß die Zeit an den kleinen Ereignissen, die ganz persönlicher Art und nur begrenzt wichtig waren. Ein solches Ereignis war der Tag, an dem sie in die Oberstufe kam und das Privileg genoß, den Dachgarten benutzen zu dürfen, auf dem immer der leichte Wind vom Hafen wehte und von wo aus man über La Fortaleza, die Residenz des Gouverneurs, zu der Hafeneinfahrt hinübersehen konnte, zu der Isla de Cabras und zu Catano an der gegenüberliegenden Küste und den vielfach gefalteten, blaudunstigen Bergen dahinter. Aber auch andere Dinge waren zu sehen. Man konnte hinunter auf die Plaza blicken, auf der häufig eine Gruppe der schlanken, graziilen jungen Puerto-ricaner standen, die hinaufwinkten und ihnen manchmal sogar zupfiffen. Als das zum erstenmal geschah, war es ebenfalls ein Zeitmaß. Ginny stach mit ihrem hellen, glatten Haar scharf von den dunkelhaarigen Mädchen mit der olivfarbigen Haut ab, die neben ihr an der Mauerbrüstung standen und es gelegentlich wagten, zurückzuwinken.

»El Yanqui« hatte einer der Burschen ihr einmal zugerufen. Sie war keine Amerikanerin, doch das würde der Bursche nie erfahren. Beinahe jedesmal hörte eine der Nonnen die Piffe und rief sie alle von der Brüstung zurück; zur Strafe durften sie dann eine Woche lang nicht mehr auf den Dachgarten. Morgen, dachte Ginny, ist das nun alles vorbei – sie würde lernen müssen, mit den schlanken, graziilen Burschen und anderen wie ihnen umzugehen.

Sie würde lernen müssen, mit der Welt der Männer umzugehen.

»Ginny!«

Sie öffnete die Augen. Luisa, ein schönes Mädchen, so voll erblüht, wie ein puertoricanisches Mädchen mit Siebzehn sein kann – kam auf sie zu. Luisa wußte instinktiv, wie mit Männern umzugehen war; in einem Jahr würde sie verheiratet sein.

»Wach auf, Ginny«, meinte sie halb lachend. »Du sitzt hier wie ein Gecko* in der Sonne. Wovon träumst du?«

»Von Männern«, erwiderte Ginny prompt.

»Oooh ...«, kicherte Luisa. »Und wenn ich denke, daß Papa immer sagt: Schau dir mal Virginia an – so ruhig, so wohl erzogen –, sie hat nicht immer solch albernes Zeug im Kopf.« Und nun träumst du von – Männern!« Sie kicherte wieder, und ihr ganzer Körper erbebt in einem sinnlichen Schauer, der ihre vollen Brüste und Hüften betonte. »Weil du nicht von hier bist, Ginny, hat Papa keine Ahnung von dir – er hört nur dein wunderschönes Englisch.« Die breiten, üppigen Lippen verzogen sich spöttisch. »Das behauptet er wenigstens!«

Ginny wurde sich beim Anblick Luisas ihrer Unzufriedenheit bewußt – Unzufriedenheit mit dem, was sie selbst war. Die Erregung wich plötzlicher Niedergeschlagenheit. Es war so viel Zeit aufzuholen, so viel durch eigene Anstrengung zu lernen, während andere Mädchen wie Luisa es bereits wußten. Hier saß sie nun, ganze achtzehn Monate älter als Luisa, und war doch noch, was Männer anbetraf, ein Kind im Vergleich zu ihr. Zum Teil kam es daher, daß man sie zu lange auf St. Nicolaas behalten hatte, wo diese Dinge auf eine andere Weise in Erscheinung traten, und zum Teil daher, daß sie ein Einzelkind war. Hauptsächlich schien es ihr jedoch daran zu liegen, daß sie in allem langsam war. »Hör nicht auf deinen Papa, Luisa! Er möchte sicher nicht, daß du so bist. Er hofft bestimmt, daß du mit Zwanzig verheiratet bist und schon ein paar Babies hast.«

Luisa erbebt wieder, und ein freudiges Erröten breitete sich über ihr Gesicht. »Warten wir's ab ...«, meinte sie, als gäbe es gar keinen Zweifel darüber. »Aber vielleicht gehst du jetzt lieber und findest heraus, was dein Papa sagt. Ich nehme an, es ist dein Papa. Mater Lucia sagt, es sei Besuch für dich da.«

Ginny richtete sich ruckartig auf. »Schon? Er ist schon da? Er sollte doch erst morgen kommen.« Sie sprang auf und begann hastig, ihre Bluse in den Rockbund zu stopfen.

* Klettereidechse

Luisa zuckte die Achseln. »Mater Lucia hat es nicht gesagt – aber beil dich lieber.«

Kopfschüttelnd verfolgte sie Ginnys Bemühungen. »Laß doch – es hat doch keinen Zweck. Das sieht durch nichts besser aus!« Sie musterte Rock und Bluse der Schuluniform voller Verachtung. »Ihn stört das nicht ... Nanu! Was soll ich damit?« fragte sie, als Ginny ihr das Buch in die Hand drückte.

»Bring es bitte für mich in die Bibliothek zurück, ja, Luisa? Wenn er das letzte Flugzeug heute nach St. Charles bekommen will, werden wir uns beeilen müssen, und ich hab' noch nicht zu Ende gepackt ...«

»Na schön ... aber nur unter einer Bedingung. Du mußt ihn zu mir bringen, während er auf dich wartet ... eh?« Sie lachte kurz und atemlos auf und erbebte wieder. »Ich mag deinen Vater. Er sieht wie ein englischer Filmstar aus«, rief sie laut hinter Ginny her, die schon fast auf der anderen Seite des Hofes war. Ginny winkte ihr zu.

»Ich werd's ihm ausrichten.« Sie würde es nicht tun, und beide wußten das. John Tilsit wäre dunkelrot vor Verlegenheit geworden, hätte ihm jemand etwas Derartiges gesagt. Und außerdem wäre er ärgerlich geworden. Als Ginny nun im Schatten des Klosters entlanglief und schließlich auf den glatten Steinplatten vor dem Portal schlitternd anhielt, überlegte sie, daß Luisa vielleicht recht hatte. Ihr Vater würde natürlich den verwaschenen, blau-weiß-gestreiften Leinenanzug anhaben, den er für Besuche in San Juan aufsparte, und seine, wenn auch auf Hochglanz polierten Schuhe würden in den rissigen Falten knirschen. Trotzdem war er irgendwie eine distinguierte Erscheinung. Manche Menschen, zu ihnen zählte auch Luisa, mochten ihn, andere ließen ihn in Frieden, da sie ihn zu zurückhaltend fanden. Doch übersehen wurde er nie. Ginny fügte diesem Bild ihres Vaters ihre Liebe hinzu und suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, diese zum Ausdruck zu bringen. Nach einem letzten Zerren an ihrer Bluse zog sie an der Kette, die die Glocke an der anderen Seite der Tür im Kloster läuten würde.

Das Kloster und die Schulgebäude waren, wie viele Häuser der Altstadt von San Juan, in Rechteckform angelegt. Jedes besaß einen Garteninnenhof, auf den sich die drei Stockwerke mit umlaufenden Balkons öffneten, während die Gebäude der Straßenseite glatte, abweisende Fassaden zeigten, die nur von schmalen, von Fensterläden gerahmten – oder auch verschlossenen – Fenstern und den drei gewaltigen, geschnitzten Doppeltüren, die

auf die Plaza hinausgingen, unterbrochen wurden. Von der Klosterschule gelangte man durch den Vorraum der Kapelle in das eigentliche Kloster, das die Schülerinnen nur betraten, wenn sie gerufen wurden. Ein dieser Stätte angepaßter feierlicher Ernst bemächtigte sich Ginnys, als sie an der Glockenkette zog. Vielleicht kam es daher, daß sie der tiefe Schatten des Klosters nach der strahlenden Sonne wie ein leicht eisiger Hauch umfing und daß das Portal sich über ihr dreimal so hoch wie sie selbst wölbte. Dieser Ort war einer der letzten Überreste Spaniens in der Neuen Welt, eines Spaniens der Inquisition. Und sie war nicht katholisch. Sie wurde stets an diese Tatsache erinnert, wenn sie von der Schule in das Kloster trat.

Der eine Türflügel schwang zurück, und Mater Lucias kleines braunes Gesicht tauchte vor ihr auf. »Oh, Virginia! Komm schnell, Kind!«

»Ja, Mater.«

Die Nonne schloß die Tür hinter Ginny und folgte ihr mit leichten Schritten über die Steinplatten, begleitet von dem unvermeidlichen Klicken der Holzperlen ihres langen Rosenkranzes, der von ihrem Gürtel herabhing. Der Vorraum der Kapelle war sehr groß und besaß vier Türen – die beiden Türen, von denen die eine zu der Schule, die andere zu dem Kloster führte, die eine zur Straße hinaus und schließlich die Kapellentür selbst. Durch die Wand dieser ein Meter dicken Mauern drang der Straßenlärm nur noch wie ein fernes, schwaches Rauschen; gedämpftes Licht fiel aus den hochangebrachten Fenstern. Die Flügel der Kapellentür standen offen, und so hielt Mater Lucia im Anblick des Altars und des kleinen roten Ewigen Lichtes inne, um das Knie zu beugen. Ginny folgte nicht ihrem Beispiel, denn es gehörte zu den Erziehungsgrundsätzen der Klosterschule, daß Nichtkatholiken nur durch ein Kopfnicken den Glauben eines anderen Menschen anerkennen sollten. Die alte Religion hatte in der Neuen Welt eine gewisse Toleranz entwickelt. Ginny fühlte, daß sie die Kapelle vermissen würde. Das bunte Altarfenster war von dem gleichen Hurrikan zerstört worden, der die historischen Urkunden vernichtet hatte, und war durch einfaches Glas ersetzt worden. Doch das Chorgestühl aus Ebenholz war vor dreihundert Jahren in Spanien geschnitzt worden, und die Wandteppiche darüber waren echte Gobelins. Es hieß, ein Agent William Randolph Hearsts hätte versucht, die gesamte Kapelle dem Kloster abzukaufen, um sie, in einzelne Teile zerlegt, nach San Simeon zu verschiffen. Seitdem war die Kapelle nur auf besondere Anmeldung hin zur

Besichtigung für Touristen geöffnet.

Ginny blickte noch einmal zurück und stellte leicht bedauernd fest, daß sie die Kapelle von nun an nur noch sehen würde, wenn sie sich während etwaiger Besuche in San Juan die Mühe machen würde, im Kloster vorzusprechen. Man erwartete von den Schülerinnen von Santa Maria, daß sie zu den Nonnen hineinschauten, um ihre Verlobungsringe vorzuzeigen und später ihre Kinder. Das gehörte ebenfalls zu den Erziehungsgrundlagen.

Mater Lucias leises, zischendes Geflüster unterbrach Ginnys Gedanken. »Beil dich, Kind, beil dich!« Sie hielt die Klostertür auf. »Ich habe die Dame in den Ersten Salon geführt.«

Ginny blieb abrupt stehen. »Die Dame?«

»Miss Tilsit. Im Ersten Salon, Virginia.«

Ginny rührte sich nicht. »Das ist ein Irrtum, Mater. Es gibt gar keine Miss Tilsit – es muß meine Mutter sein.«

Das alte braune Gesicht zog sich in noch mehr Runzeln zusammen. »Nicht deine Mutter, Kind. Ich kenne doch deine Mutter! Es ist deine Tante – Miss Tilsit.«

»Ich habe keine Tante!«

Mater Lucia war alt; deshalb hatte sie das Amt, den ganzen Tag als Pförtnerin an der Tür zu sitzen, wobei ihr viel Zeit blieb, zwischendurch ihr Brevier zu lesen. Sie liebte Probleme nicht und sah nun ratlos und verwirrt aus. »Aber sie hat es gesagt, Virginia! Und die Ehrwürdige Mutter ist noch in Barranquitas... so brachte ich sie in den Ersten Salon und ließ dich holen. Sie ist eine englische Dame – keine Amerikanerin. Sie spricht wie die Ehrwürdige Mutter...«

Sie flehte nun geradezu Ginny an, sich dieser englischen Tante zu erinnern und sie so von der Verantwortung zu befreien, eine Fremde eingelassen zu haben. Plötzlich kam ihr ein anderer, verhängnisvoller Gedanke. »Madre mia! – Wenn es nun eine Diebin ist!«

Und damit stürzte die kleine Nonne im Geflatter ihres schwarzen Schleiers an Ginny vorbei und hastete den Flur entlang zu der Tür des Raumes, welcher der Erste Salon genannt wurde. Es waren drei derartige Zimmer vorhanden, um Eltern und Besucher zu empfangen; der Erste Salon war prächtiger als die beiden anderen. In ihn wurde der Bischof bei seinem jährlichen Besuch geführt. Er enthielt einige wertvolle Möbelstücke, und Mater Lucia befand sich in einer wahren Panik. Ginny lief – nach Klostermethode auf den Zehenspitzen – hinter ihr her, um sie einzuholen. Die Nonne riß die Tür ohne die sonst übliche Behut-

samkeit auf – und was sie erblickte, ließ sie einen kleinen Schreckensschrei ausstoßen.

»Madre mia! Ich wußte es ja! Eine Diebin!« Die kleine schwarze Gestalt wich sichtlich zitternd einen Schritt zurück. Ginny äugte ihr über die Schulter.

In dem Zimmer drehte sich eine Frau gelassen zu ihnen um, eine große, magere Frau, die das erste wollene Kostüm trug, das Ginny je sah, und einen Pelzhut mit einer Krempe. Der Anlaß zu Mater Lucias Schrei war leicht zu erkennen. Die Türen des Schrankes, in dem die kostbare alte Porzellansammlung des Klosters aufbewahrt wurde, standen offen, und die Frau hielt tatsächlich einen Teller in der Hand.

»Rasch – Kind! Lauf in die Küche und hol Schwester Ursula und Delores. Ich – ich werde sie hier einschließen! Rasch!« Die brüchige, alte Stimme der Nonne krächzte vor Aufregung. Sie schickte sich an, die Tür zuzumachen.

»Halt!« Der Befehl kam von der Frau; er war zwingend und unmöglich zu ignorieren. Mater Lucia zögerte vor der fast geschlossenen Tür. Sie schob den Kopf durch den Spalt, und Ginny mußte den Hals ausrecken, um etwas zu sehen.

»Einen Augenblick!« In größter Gelassenheit stellte die Frau den Teller wieder in sein Gestell zurück und streifte sich den unsichtbaren Staub von den Händen. Darauf wandte sie sich ihnen ruhig zu. »Sie irren sich natürlich. Ich habe mir die Sachen nur angesehen ... Ich versichere Ihnen, ich bin keine Diebin.« Wäre Englisch Mater Lucias Muttersprache gewesen, so hätte sie den Sarkasmus dieser Worte gespürt. So bemerkte sie ihn jedoch nicht.

»Señorita ...« Sie fand keine Worte und war unschlüssig, was sie tun sollte. »Sie müssen verstehen ... diese Sammlung ist sehr wertvoll! Die Ehrwürdige Mutter hat sie aus England mitgebracht. Es ist strengstens verboten, die Stücke anzufassen. Ja, die Ehrwürdige Mutter staubt sie sogar selbst ab ...«

»Und das nicht sehr gründlich, wie ich sehe.« Ungeduldig beschwichtigend hob sie die Hand. »So beruhigen Sie sich doch! Es ist ja gar nichts passiert. Und was den großen Wert der Sammlung betrifft« – ihre Stimme bekam einen Ton bitterer Belustigung – »es sind ein oder zwei gute Stücke dabei – doch sind auch einige recht minderwertige Sachen darunter.« Die Stimme bekräftigte diese Überzeugung. Es war alles, an das sich die Nonne und Ginny halten konnten; der Rest war eine dunkle Silhouette vor dem Lichtrechteck des großen Fensters und ein durch den Hut beschattetes Gesicht. Die Nonne blieb weiter mißtrauisch und

wich nicht von ihrem Posten an der Tür. Ihr schwaches Achselzucken schien zu fragen, ob der Anblick, der sich ihr soeben geboten hatte, kein eindeutiger Beweis sei. Hatte sie nicht gesehen, wie die Fremde einen Teller des Porzellans, das niemand anfassen durfte, in der Hand hielt, und standen die Schranktüren nicht offen? – die Türen, die nie abgeschlossen waren, weil es einfach undenkbar war, daß jemand die Anweisungen der Ehrwürdigen Mutter mißachtet hätte. Sie schien sagen zu wollen, daß es ihre Pflicht sei, hier Wache zu stehen.

Da ertönte Ginnys Stimme hinter ihr. Ihre Lippen waren aus einem unbestimmten Furchtgefühl ganz steif. »Mater – ich bin überzeugt, es ist alles in Ordnung. Diese Dame ist ...« Die Worte erstarben ihr in der Kehle. Sie hatte diese Frau nie zuvor gesehen und auch noch nie etwas von ihrer Existenz gehört. Doch wenn John Tilsit es auch vorziehen mochte, diese Tatsache zu ignorieren, so waren seine Sprechweise, seine Bewegungen, ja sogar seine Art dazustehen in dieser Frau verkörpert.

»Ich kenne diese Dame«, erklärte Ginny schließlich.

Die Nonne gab widerstrebend nach. Sie hatte sich offensichtlich noch nicht von dem Schrecken über die Unverfrorenheit der Fremden erholt, die es gewagt hatte, eigenmächtig geschlossene Schranktüren zu öffnen und das kostbare Porzellan in die Hand zu nehmen. Nur langsam ließ sie den Türgriff los und trat zur Seite, um Ginny vorbeizulassen. »Wenn du es sagst, wird es wohl in Ordnung sein.«

Die Frau neigte leicht den Kopf; sie schien mit dieser Geste nicht so sehr ihren Dank auszudrücken, als lediglich das ihr zustehende Recht zur Kenntnis zu nehmen. »Danke sehr – und jetzt möchte ich gern eine Zeitlang mit meiner Nichte allein sein.«

»Das ist bei uns so üblich«, erwiderte Mater Lucia mit eisiger Höflichkeit. Sie bedeutete Ginny, hineinzugehen, und wandte sich dann wieder der Besucherin zu. »Dürfen wir Ihnen eine kleine Erfrischung anbieten, Miss Tilsit?« erkundigte sie sich voll freudiger Genugtuung, als könne sie der Engländerin damit zu verstehen geben, daß, wenn jene sich auch nicht zu benehmen wisse, man das hier in Santa Maria sehr wohl wisse. »Vielleicht etwas Tee?« Mater Lucia glaubte, es sei richtig, Engländern zu jeder Tages- und Nachtzeit Tee zu offerieren. War es nicht eine der exzentrischen Gewohnheiten der Ehrwürdigen Mutter, jeden Nachmittag Tee zu trinken? – und nicht etwa eisgekühlten, wie ihn jeder andere in diesem Klima getrunken hätte, sondern heißen Tee.

»Vielen Dank.«